

Comptes rendus = Besprechungen = Recensioni

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **18 (1959)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Comptes rendus — Besprechungen — Recensioni

SOMMAIRE

INHALT

SOMMARIO

GÉRARD MOIGNET, *Essai sur le mode subjonctif en latin post-classique et en ancien français* (Ch. Eich), p. 396 — JOHANNES KLARE, *Entstehung und Entwicklung der konzessiven Konjunktionen im Französischen* (P. Knecht), p. 400 — ENRIQUE DE VILLENA, *Los doze trabajos de Hercules* (R. Keightley), p. 403 — HANS KREIS, *Die Walser, Ein Stück Siedlungsgeschichte der Zentralalpen* (P. Zinsli), p. 404.

GÉRARD MOIGNET: *Essai sur le mode subjonctif en latin post-classique et en ancien français*. Presses Universitaires de France, 1959.

Dieses Werk hält weit mehr, als sein bloßer Titel verspricht: Greift es einen alten und vielumstrittenen Fragenkomplex auf (Wesen des Konjunktivs, Übergang vom Latein zum Romanischen), so führt es nicht einfach die bisherige Literatur um einen Schritt weiter, sondern packt die Probleme von Grund auf neu an und schlägt entsprechend neue Lösungen vor. Seine eigentliche Bedeutung besteht denn auch darin, daß es erstmalig in großem Maßstab die Theorien von Gustave Guillaume zu praktischer Anwendung bringt. Noch unter der Aufsicht des kürzlich verstorbenen Meisters entstanden, bietet es alle Gewähr für eine korrekte Interpretation seiner Gedanken, und als monumentale *Thèse* von 700 Seiten, die peinlich die herkömmlichen Regeln beachtet, vermag es auch die minutiösesten Skrupel des Philologen zu beschwichtigen. Mehr noch als durch seine Resultate muß es durch die angewendete Methode interessieren, und indem es auf konkrete Weise in eine Theorie einführt, die noch vielfach als abstrakt und unzugänglich gilt, liefert es zugleich einen faßlichen Beweis für deren Tragfähigkeit.

Es ist die Funktion jeglicher Theorie, die feststellbaren Tatsachen zu durchleuchten und einen Schlüssel zu ihrer Interpretation zu liefern. Aus der Arbeit Moignets geht hervor, daß der Strukturalismus Guillaumes keineswegs im Gegensatz zu den bewährten Metho-

den der Philologie steht, sondern diese ergänzt und um neue Erklärungsmöglichkeiten bereichert. Wenn es früher immer wieder vorkam, daß den Tatsachen im Namen unzulänglicher Theorien Gewalt angetan wurde, wobei man oft unbequeme Fakten einfach verschwieg, so scheint Moignet die Schwierigkeiten geradezu zu suchen. Den größten Teil seines Werkes macht eine reichhaltige Zusammenstellung von Textbeispielen aus, die Moignet mit vorbildlichem Respekt und feinsten Akribie zu interpretieren weiß, und keine Verwendungsart des Konjunktivs, möchte sie auch noch so unmotiviert erscheinen, dürfte ihm entgangen sein. Seine zahllosen Einzelinterpretationen führt er in drei großen Querschnitten durch: Spätlatein, 12. Jahrhundert, 13. Jahrhundert. Er erhält daraus einen Einblick in die Syntax der Modi dieser drei Epochen, die sich jeweils als überraschend einheitlich zu erkennen gibt, und gleichzeitig werden drei wichtige Etappen einer sprachlichen Entwicklung erfaßt. Allen drei gemeinsam ist dabei das Bestehen des Konjunktivs im System der *Langue*, verschieden vor allem der Gebrauch, den sie im *Discours* von ihm machen; die Tendenzen, die in der Syntax des Französischen vorherrschend werden sollten, zeichnen sich aber schon relativ früh im Lateinischen ab (Moignet weist unter anderem die These Lerchs zurück, wonach die Subordination im Französischen aus einer ursprünglichen Parataxe hervorgegangen sein soll). Dazu kommt, daß sich im Verlauf der ersten Etappe der Zusammenbruch des lateinischen Verbalsystems vollzieht, während zu Beginn der zweiten das romanische bereits völlig ausgebildet ist. Von diesem tiefgreifenden Wandel in der Struktur der *Langue* wird zwar nicht das Wesen des Konjunktivs betroffen – Konjunktiv bleibt Konjunktiv –, wohl aber die Konstellation, in der er sich befindet. So ist zum Beispiel der Konditionalis («*futur hypothétique*», Indikativ) geeignet, einige frühere Funktionen des Konjunktivs zu übernehmen.

Viererelei Elemente, vier Ebenen sind hier im Spiel: das rein psychische (mentale) System der *Langue*, die Morphologie (*système physique*), die Normen und Tendenzen der Syntax sowie die Masse der überlieferten Texte, der «*faits de discours*». Lassen sich nach bewährter Methode die Regeln der Syntax aus den «*faits de discours*» herleiten, so ist es einzig das mentale System der *Langue*, das die Syntax (= den Gebrauch der Formen) einwandfrei zu erklären vermag. Im Gegensatz zu den herkömmlichen Methoden berücksichtigt denn auch Moignet nicht so sehr die Morphologie der physischen Zeichen als die mentalen Systeme der *Langue*, wie sie von G. Guillaume erkannt und beschrieben worden sind (so in *Temps et Verbe* und *L'architecture du temps dans les langues classiques*). Schon die Gegenüberstellung von Guillaumes Diagram-

men des lateinischen und des französischen Verbums hatte gezeigt, in welcher Weise sich der Übergang vom einen zum anderen System notwendigerweise vollzogen haben muß (Zusammenfallen der beiden Horizonte *infectum-perfectum* in einen einzigen Horizont mit zwei Niveaus, Verengung des Präsens, Ausbildung des transzendenten Aspektes, das heißt der «*temps composés*»); diese Hypothese wird nun durch Moignets Untersuchung vollauf bestätigt. Es sei hier nur festgehalten, daß das mentale System dem physischen vorausgeht und sich die lateinischen Formen noch lange überleben, nachdem bereits die mentale Revolution eingetreten ist. Das Spätlatein zeigt im wesentlichen einen Zustand, wo man noch lateinisch sprach, aber bereits romanisch dachte (wie dies aus der Verwendung der Formen deutlich wird).

Um aber den Gebrauch der Formen zu verstehen, ist es unerlässlich, diese in ihrem Wesen erkannt zu haben. In einer kritischen Übersicht, die mit ebensoviel Takt wie Scharfsinn durchgeführt ist, weist Moignet nach, weshalb keine einzige der bisherigen Theorien über den Konjunktiv einwandfrei zu befriedigen vermag. Erst die Einsicht von G. Guillaume in den ausschließlichen Zeitcharakter sämtlicher Verbalformen liefert eine Theorie, die allen «*effets de sens*» gerecht zu werden, die alle «*faits de discours*» zu erklären vermag. Der Konjunktiv stellt das «*Tempus in fieri*» dar, das nicht bis zur vollen Aktualisierung des Indikativs gelangt, sei es, daß ihm diese rückwirkend verweigert wird, sei es, daß der Prozeß des Verbums vorzeitig zu einem Halt gelangt. Was seine Verwendung betrifft, schreibt G. Guillaume: «*Le problème du mode est essentiellement un problème de visée. Le mode ne dépend à aucun degré du verbe regardé, mais de l'idée à travers laquelle on regarde ce verbe*» (*Temps et Verbe*, p. 30). Die Syntax der Modi wird bestimmt durch das Verhältnis der «*idées regardantes*» zu den «*idées regardées*»; diese «*Ideen*» können sich verändern, auch wenn das Verbalsystem sich gleich bleibt. Die Syntax ist gleichsam die Art und Weise, wie die Sprache ihr eigenes System interpretiert; sie kann sich nur so weit verändern, wie es das zugrunde liegende System zuläßt. So macht das Latein in vielen Fällen einen anderen Gebrauch vom Konjunktiv als das Französische – und das Neufranzösische, bei gleichbleibendem System, einen anderen als das Altfranzösische.

Für Moignet handelte es sich darum, für jede Verwendungsart des Konjunktivs die sie motivierende «*idée regardante*» zu erkennen. Im wesentlichen unterscheidet er, nach G. Guillaume, die «*interception*» (sowohl im Haupt- wie im Nebensatz; in letzterem Falle «*subordination acritique*») und die «*subordination critique*». Die Einsichten in die Syntax, die er daraus gewinnt, bestehen sowohl durch ihre Einfachheit wie durch ihre Kohärenz. Nimmt die

«subordination critique» im Lateinischen noch ein weites Feld ein, so verschiebt sie sich im Übergang zum Französischen, um sich in der Folge zunehmend zu reduzieren. Es sei hier eine Stelle aus Moignets Schlußfolgerungen zitiert: «Ces acquisitions fermes du subjonctif ont la même cause que les progrès de l'indicatif que nous citons plus haut: une définition plus précise et plus rigoureuse de la sémantèse propre de chaque verbe regardant. De plus en plus, chaque idée regardante se fixe en langue, soit comme non interceptive, soit comme interceptive; les cas de liberté modale dans les complétives se réduisent en nombre; de plus en plus rares sont les verbes comme *supposer*, *comprendre*, les tours impersonnels comme *il semble* qui admettent l'indicatif ou le subjonctif dans leur complétive, trahissant ainsi une certaine fluidité sémantique, sensible aux pesées critiques. La subordination critique, qui couvre encore un vaste domaine en ancien français, voit son champ d'action considérablement réduit en français moderne» (p. 681).

Es wäre verlockend, auf zahlreiche Einzelheiten einzugehen, wie etwa die Interpretation der Syntax der «verbes d'opinion» im 12. Jahrhundert (p. 373 ss.), die für sich allein schon Aufschluß gibt über die Art, wie die damalige Sprache den Konjunktiv verstand, oder Moignets Bemerkungen über die Konjunktionen, die perspektivische Vertiefung von lat. *cum*, *ut* usw. (p. 173 ss.), die doppelte Funktion von fr. *que* (p. 312 s.) – aber das würde den Rahmen dieses Hinweises sprengen. Was aus diesem Werk mit aller Deutlichkeit hervorgeht, sind die Verhältnisse von *Langue* und *Discours*, von System und Syntax, von Form und «effet de sens», von Bedingung und Konsequenz, von Gebundenheit und Freiheit der Sprache, wie sie von Gustave Guillaume verstanden wurden, und Moignet selber zeigt in ebenso eleganter wie überzeugender Weise, wie sich mit diesen Einsichten arbeiten läßt. Praktische Anwendungen wie diejenige Moignets vermögen an sich eine Theorie weder zu bestärken noch zu erschüttern (eine Theorie kann nur auf ihrer eigenen Ebene diskutiert werden); wenn sie aber den Zugang zu ihr erleichtern und zugleich den Beweis liefern, daß sich aus ihr Nutzen ziehen läßt, und wenn sie mit so selbständiger Intelligenz durchgeführt sind, wie das bei vorliegendem Werk der Fall ist, dann dürften sie nicht nur der Theorie neue Anhänger gewinnen, sondern fügen sich würdig jenen Leistungen ein, ohne die die Wissenschaft nicht weiterkäme.

Christoph Eich

*

JOHANNES KLARE, *Entstehung und Entwicklung der konzessiven Konjunktionen im Französischen* (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für Romanische Sprachwissenschaft Nr. 13). Akademie-Verlag, Berlin 1958. (DM 51.-)

Devant la masse de faux problèmes qui envahit le marché des publications philologiques, on félicitera d'abord l'auteur et – dans la mesure où inspiration il y eut – son directeur, M. Kurt Baldinger, d'avoir choisi comme sujet de thèse un problème authentique posé par l'histoire du français, celui de la genèse et de l'évolution des conjonctions. La question n'est pas nouvelle: Meillet l'avait formulée, il y a bientôt un demi-siècle, pour les langues indo-européennes en général. Et tout en limitant son champ de recherches aux conjonctions concessives, c'est à juste titre que l'auteur n'a pas esquivé ce contexte qui doit nécessairement demeurer le point de départ.

Dans un chapitre d'introduction consacré aux deux grands procédés de l'enchaînement phrastique indo-européen que sont la parataxe et l'hypotaxe, M. Klare se rallie à l'hypothèse avancée notamment par Delbrück, selon laquelle l'hypotaxe, chronologiquement postérieure à la parataxe, serait un fait corrélatif au passage de la langue parlée à la langue écrite. La nécessité de remplacer, dans celle-ci, les moyens purement acoustiques comme l'accent, l'intonation ou la pause, pour exprimer le rapport logique ou affectif entre deux phrases successives, aurait provoqué l'institution de particules explicitant la nature du rapport. D'origine essentiellement adverbiale, ces particules deviennent conjonctions à partir du moment où elles assument la fonction ordonnante préalablement assurée par la prosodie. Quelle que soit la valeur de cette explication, rendue d'ailleurs assez plausible par l'observation des faits historiques, il est en tout cas certain qu'un parallélisme frappant existe entre la montée des conjonctions en latin et le même phénomène dans les langues romanes. L'exposé de M. Klare est tout à fait convaincant à cet égard. Ce sont les besoins croissants d'une précision toujours plus grande dans la structure des rapports de subordination d'une langue en voie de fixation par écrit, qui ont progressivement déclenché, en latin comme en français, l'instauration d'un dispositif conjonctionnel.

L'exemple de la relation concessive ne pouvait mieux concrétiser cet état de choses. Du système pourtant riche des conjonctions concessives latines rien n'a survécu en français. Il a fallu en reconstruire un autre dès que le processus de la substitution du roman au latin comme langue écrite fut engagé. Au départ, la relation concessive en latin est d'expression purement modale (cf. «sit fur, sit

sacrilegus, at est bonus imperator»). A cela fait écho l'emploi du subjonctif dans des cas comme «mais faillet une feiz par sa recreantise, trencherai lui la teste a ma'spee furbie» au XII^e siècle. Peu à peu, certains adverbes et d'autres éléments interviennent pour renforcer la valeur concessive du subjonctif. Et l'on assiste désormais à un foisonnement de créations lexicales tout au long du moyen âge et de la Renaissance, jusqu'à la grande épuration du siècle classique qui ne retient que trois des conjonctions en usage: *quoique*, *bien que* et *encore que*. Depuis, deux nouvelles conjonctions concessives sont entrées dans la langue écrite: *alors que* (plus ancienne comme conjonction temporelle) et *malgré que*. A mesure que la conjonction s'impose, le subjonctif perd sa valeur concessive et peut même être remplacé, à partir du XIV^e siècle, par l'indicatif. Et malgré l'arrêt rendu par le siècle classique – resté en vigueur jusqu'à nos jours dans les grammaires normatives – sur l'obligation d'employer exclusivement le subjonctif après concessive, l'indicatif survit en sourdine, faisant même son apparition chez des auteurs comme Voltaire, Montesquieu, Flaubert, Zola ou Anatole France.

Ici s'ouvre un débat important autour duquel se cristallisera en quelque sorte le véritable progrès réalisé par l'ouvrage de M. Klare. C'est la discussion des thèses de Lerch exposées dans sa *Historische französische Syntax*, où l'histoire des conjonctions françaises est traitée pour la première fois d'une façon approfondie. Les divergences portent sur la nature de la relation concessive et plus encore sur la place qu'il convient d'assigner à cette relation dans le jeu de l'opposition modale subjonctif-indicatif. Lerch insiste sur la distinction d'après lui constante entre un rapport adversatif et un rapport concessif proprement dit. Pour qu'il y ait concession, il faut qu'une conséquence attendue soit substituée par son contraire, voire que les deux faits mis en relation s'excluent totalement. En analysant le témoignage des textes qu'il a pu faire parler grâce à un travail de dépouillement à peu près exhaustif, M. Klare constate que si cette catégorisation se justifie dans la conception allemande, où une nuance très nette sépare «wenn auch» de «obwohl», elle ne peut rendre compte de la réalité du français, où pareille opposition sémantique n'a jamais été opérante.

Pour ce qui est de l'interprétation de la visée modale, Lerch en a bien saisi l'importance puisqu'il a dressé un premier inventaire des emplois modaux après concessive. Mais soucieux avant tout de produire des explications généalogiques, il est amené à considérer l'emploi d'un mode plutôt que d'un autre comme étant bel et bien une contingence historique où le facteur choix n'intervient guère. Sans aller jusqu'à la position extrême de Bally qui déclarait sans

intérêt de savoir si par exemple *quoique* est suivi d'un subjonctif ou d'un indicatif, par quoi il n'ait incidemment toute motivation à l'existence même de deux modes, Lerch prétend tout de même transplanter des exigences syntaxiques du latin sur le domaine bien autonome de la construction française. Oubliant que les langues ne gardent de leur passé – aussi prestigieux soit-il – que ce qui leur sert, il refuse de reconnaître à l'emploi croissant de l'indicatif après les conjonctions concessives en moyen français une fonction autre qu'imitative du latin, lequel faisait suivre *quamquam* de préférence par l'indicatif.

En réhabilitant le mode dans sa capacité signifiante, M. Klare a situé le problème dans la perspective réelle du langage construit, où comme disait Meillet « tout se tient ». A vrai dire, il le fait plutôt timidement, désireux de se tenir strictement à l'interprétation des documents. Il a toutefois senti fortement le non-arbitraire de l'emploi modal, régi avant tout par le degré de réalisation du fait « concédé ». Mais dans cette voie, qui était manifestement la bonne, il n'est pas allé aussi loin que la lecture attentive des exemples cités eût pu l'amener. L'impression qui se dégage en effet à l'examen de ces textes, est celle d'un indicatif apparaissant le plus souvent là où il s'agit de préciser une distinction temporelle d'époque qui est inexprimable au mode subjonctif. Chaque fois que l'on veut obtenir un effet de postériorité ou d'antériorité, le subjonctif est remplacé par l'indicatif. Tous les indicatifs ne peuvent être ramenés à cette catégorie, mais les exemples paraissent assez nombreux pour justifier une recherche dans cette direction¹.

Ceci mis à part, il y aurait lieu de relever dans la préface et dans la conclusion, la faiblesse de quelques formules générales qui laissent percer une conception un peu sommaire de ce que doit être une méthodologie linguistique. On croit apercevoir là aussi une prudence excessive qui l'empêcherait de tirer ses propres conclusions d'une recherche entreprise avec la compétence qu'il fallait. Ce manque de cohérence entre l'implicite et l'explicite n'infirme cependant en rien l'apport considérable que constitue pour l'histoire de la syntaxe française l'ouvrage de M. Klare, à la fois intelligent par son orientation et rigoureux par sa documentation.

Paris

*

P. Knecht

¹ Qu'il soit permis à cette occasion de signaler à l'auteur un ouvrage qui a dû échapper à son attention puisqu'il ne figure pas dans sa bibliographie, et qui aurait certainement facilité sa recherche du côté de l'interprétation modale: G. GUILLAUME, *Temps et Verbe*, Paris 1929. Voir maintenant aussi l'excellent *Essai sur le mode subjonctif* de G. MOIGNET, Paris 1959.

ENRIQUE DE VILLENA, *Los doze trabajos de Hercules*, ed. Margherita Morreale, Madrid 1958.

Whatever success the works of Enrique de Villena may have enjoyed during his lifetime, in our day they mostly remain unpublished or otherwise difficult of access. Indeed, his reputation since his death in 1434 would seem the continuation beyond the grave of the misfortunes which befell him in life. Yet Villena's importance to the student of literature is undeniable, for the wide range of his works—not least his translations of Vergil and Dante—and for his efforts toward the enrichment of the Spanish language. It is therefore a great pleasure to welcome a modern edition of what is perhaps his most original work, *Los doze trabajos de Hercules*.

This work, written in 1417, shortly after Villena's withdrawal from public life, is essentially the product of a medieval mind. The classical myth is employed for didactic purposes, following the moralizing tradition of the Middle Ages, so that the narrative *historia nuda* of each labour is accompanied by an allegorical *declaración*, a rationalizing *verdad*, and a moral *aplicación* to one of the twelve *estados* into which Villena divides society. Miss Morreale patiently traces, with many examples from earlier mythographers, the development of her author's allegorical and rationalizing methods, but gives rather less attention to the *aplicación*, although it appears to be the most original section of *Los doze trabajos*. When Villena's narratives depart from, or enlarge upon, his discoverable sources, it is most often to reflect on the havoc wrought on normal, peaceful life by some monster or tyrant: this fact, taken together with references in the socially directed *aplicaciones*, would suggest an attempt at criticism of contemporary Spain, an attitude which Miss Morreale perhaps under-stresses in favour of more general moral implications.

Seven extant xv^e manuscripts and two known incunable editions testify to the popularity of *Los doze trabajos*. None of the Mss., however, is a faithful copy of the lost original Castilian version (by Villena's own hand), and the only known copy of an early edition in Catalan was not made available to Miss Morreale, so that it must remain an unknown quantity. The critical edition offers a detailed description, illustrated by several pages in facsimile, of the various Mss. and the two editions, together with an account of the wide variations in orthography, vocabulary and syntax made by the copyists. (In this connection, it is to be regretted that the glossary prepared for the work has not been included in the edition, for Villena's language is not without its

difficulties.) Following primarily the oldest Ms., Miss Morreale has produced an eminently readable text, with the more important variant readings indicated in footnotes.

Villena makes frequent references to his principal sources in the body of the text, but there must remain some doubt as to whether or not any one source may claim primacy. Since the *De consolatione philosophiæ* provides the list of twelve labours (which do not conform to the classical *Dodekathos*), Miss Morreale postulates a commentary on Boethius, but she has overlooked the possibilities of a simple text which would help determine this question. The verses which contain Boethius' list (iv, m. 7) are sufficiently obscure to allow of misinterpretation by scholars less familiar with the myth, and Villena does in fact make two principal errors: he confuses the Harpies and the Stymphalides, and relates the killing of the boar of Calydon, when that of Erymanthus was Hercules' quarry. In the first case, he has good precedent in Boccaccio's *Genealogie*, which he knew, but we find there no mention of the Calydonian boar associated with Hercules. Albericus makes the second mistake, but does not include the Harpies in his list, and identifies the *dominum* of Boethius' sixth labour with Busiris, not Diomedes, so that his possible influence on *Los doze trabajos* may be discounted. Trevet's commentary on Boethius is rejected by Miss Morreale as too brief to be Villena's source. This is true of the early printed editions, but a xv^c manuscript gives a rather longer version, and includes not only the two false identifications, but also, among several similarities in wording, the term *nuda ystoria*. Moreover, several references are made to the classical sources. This would seem to add support to Miss Morreale's hypothesis, and other Trevet Mss. might well prove her case.

It remains for us to acknowledge our indebtedness to Miss Morreale for her presentation of this most interesting text, and to hope that Villena's other works will not long remain in their present obscurity.

Ronald Keightley

*

HANS KREIS, *Die Walser, Ein Stück Siedlungsgeschichte der Zentralalpen* (Francke-Verlag, Bern 1958). 314 S., mit einer Karte. Preis: brosch. Fr. 31.10.

Seit langem hat die seltsame binnenalpine Wanderung des kleinen Oberwalliser Völkleins, das im Hochmittelalter seine deutsche Mundart in italienische, frankoprovenzalische und rätoromanische

Bergtäler weitertrug und sie auch an entlegenen Außensiedlungen bis heute zu erhalten vermochte, das Interesse weiter Kreise wachgerufen und verschiedene Wissenschaften immer wieder beschäftigt. Geschichte, Sprachwissenschaft, Rechts- und Volkskunde und in letzter Zeit besonders die unerwartete Ergebnisse fördernde Blutgruppenforschung haben das «Walserproblem» vielseitig erhellt und im wesentlichen gelöst.

Alle ältern und neuern Einsichten finden sich aber mannigfach verstreut in einer fast unübersehbaren Fülle von zum Teil nicht leicht zugänglichen Fach- und Einzelarbeiten, und daneben bietet dem Suchenden eine ganze Menge von dilettantischen Beiträgen ihre «interessanteren» Lösungen an.

Es ist das Verdienst von *H. Kreis*, in seinem über 300 Seiten starken und mit einer instruktiven Karte ausgestatteten Walserbuch, nun kritisch gesichtet und zusammengebaut zu haben, was fundierte Forschung bis heute über Geschichte und Art des Walsertums bereitgestellt hat. Dabei hat er es verstanden, den gewaltigen Stoff zu ballen, in klarer Übersicht zu gestalten und so jene «Gesamtchau» zu schaffen, die das Buch zu einer umfassenden Einführung in die Walserkunde und zugleich zu einem vielseitigen Forschungskompendium macht. Man bedauert nur, die ganze hier erarbeitete Literatur nicht am Schlusse beisammen zu haben, sondern überall in den verstreuten Anmerkungen suchen zu müssen.

In einem ersten Abschnitt handelt der Verfasser von den durch Jahrhunderte führenden Pfaden und Wegen zur Erkenntnis der Zusammenhänge um die weitverzweigten Walsersiedlungen. Dann behandelt er mit Umsicht die politischen und sozialen Verhältnisse im einstigen Mutterland, dem Wallis, um die Voraussetzungen der intensiven Wanderbewegung zu erörtern. Eingehend werden in einem dritten Teil nun die einzelnen Walserkolonien im Umkreis von Vallorcine jenseits der Landesgrenze auf der Höhe von Martigny bis ins Kleine Walsertal, das ins Lechtal mündet, und von den Lötschersiedlungen des Berner Oberlands bis in die italienischen Walserdörfer hinter Monte Rosa und Griespaß, ja bis zum ehemals walserschen Ornavasso in der Nähe des Langensees geschildert.

Nachdem er dann Art, Ursache und Grenzen der Walserkolonisation noch grundsätzlich erwogen hat, legt *H. Kreis* den Hauptgrund für diesen Volksauszug, die besondere freie Rechtsstellung der Walser in ihrem vielfältigen Bestand und ihren Auswirkungen dar. Sein eigentliches Anliegen, die Walserwanderung nicht als vereinzelt geschichtliches Ereignis, sondern als Teil einer gesamteuropäischen Bewegung zu erfassen, vermag er hier mit dem Hinweis auf das weiterhin entwickelte Kolonistenrecht, das sich diese Bergler zu sichern wußten, am deutlichsten sprechen zu lassen. – Die folgenden

Abschnitte des Buchs beschlagen im wesentlichen die volkskundliche Seite der Walserfrage mit den Ausführungen über Wirtschafts- und Siedlungsweise, über besondere Walserheilige, über Namen und Sprache der Walser wie über ihr geschichtliches und wirtschaftliches Schicksal.

Ein Buch, das eine solche Fülle bewältigt, ist notwendigerweise eben ein Bericht über das, was andere erarbeitet haben. Man spürt es aber besonders im historischen Teil, daß der Verfasser sich nicht bloß mit dieser Literatur und ihren Problemen selbständig auseinandersetzt, sondern auch forschend selbst mitgearbeitet hat, spürt es etwa an den wohlwogenen Einwänden, die er hie und da einmal gegen Auffassungen namhafter früherer Walserforscher vorbringt und besonders an den erhellenden, auf eigene Studien gestützten Ausführungen über die «Lötscher» im Bernerland.

Wenn auch auf allen einschlägigen Gebieten von großer Belesenheit und gutem Urteil, ist der historisch geschulte Verfasser doch um etwas weniger vertraut mit den volkskundlichen, besonders den sprachlichen Erscheinungen. Nun enthält der Abschnitt über die Walsermundart zwar eine große Zahl interessanter und charakteristischer Erscheinungen; aber man vermißt doch eine klare Scheidung zwischen durchgreifenden, nur landschaftlichen oder gar bloß lokalen Eigenarten; man vermißt auch gelegentlich deren präzise Erfassung und linguistische Kennzeichnung. Bei den vollen Endsilben müßte etwa geschieden werden zwischen dem, was echte Fortsetzung aus dem Altdeutschen ist, und dem, was als Ergebnis jüngerer Entfaltung angesprochen werden muß, besonders in den Infinitivendungen. Das Hauptinteresse des Verfassers gilt den teilweise sehr altertümlichen, teilweise allerdings auch durch Eigenentwicklung stark «erneuerten» Südwalserdialekten, während die Rede der Ostkolonien weniger beachtet wird, auch wo sie Altertümlichkeiten böte (wie etwa bei den Verwandtschaftsnamen Öhi, Bäsi . . .). Der Osten – heißt es zum Beispiel ein wenig übertreibend – habe im Gegensatz zum Westen den Genetiv «weitgehend aufgegeben»; und später wird dann auch erklärt, eine Wendung wie «Äs schind *ru* noch» (= es sind deren noch) und ähnliches entspräche in den südlichen Außenorten und im Wallis dem italienischen «Che sono ancora» –, wo doch eben eine altererbte Fügung mit partitivem Genetiv vorliegt, die auch den Bündner Walsern und andern altertümlichern Mundarten geläufig ist (p. 236). Mit Recht weist H. Kreis nachdrücklich auf den Einfluß fremder Sprachen auf das Walserdeutsche hin. Wenn er aber feststellt, das Italienische habe die «stärksten Spuren hinterlassen», so trifft dies natürlich nur die Südkolonien. Fürs Wallis ist sicher die Einwirkung des frankoprovenzalischen «Substrats» oder der französischen Nachbarschaft nicht gering anzuschlagen, und für Grau-

bünden ist selbstverständlich die Mischung mit dem Rätoromanischen entscheidend, für die der Verfasser seltsamerweise keine sprechenden Belege aus der Literatur beibringt. Ob dann aber etwa das Wort *Märvelschlossji* für ein 'Sicherheitsschloß' im Pomat auf irgendeine Weise mit jenem vorromanischen Ausdruck *märfel* 'steif, starr', den die Walser einst aus dem Westen auch in den rätischen Osten mitgenommen haben, zusammenhängen kann, scheint mir zweifelhaft (p. 237). Zugrunde liegt mhd. *mal(ch)slosz*, zu mhd. *malhe* 'Reisesack, -tasche', das auch sonst die verschiedenartigsten Umbildungen erfahren hat und außer dem Wallis auch in Glarus und Unterwalden zu *Marfel-* geworden ist (cf. *Id.* IX, 736 s.). Einige Unsicherheiten in der Bewertung sprachlicher Erscheinungen finden sich auch bei den Namendeutungen. Es ist sehr verdienstlich, daß der Verfasser bei seiner Gesamtkennzeichnung walserischer Art auch die Namenwelt hat mitsprechen lassen. Er tut es mit kritischem Sinn und wacher Vorsicht. Vorbildlich für künftiges Weiterforschen ist die Darstellung der Personennamengebung im Wallis des 13. und 14. Jahrhunderts mit dem Erweis, daß sich eigentliche Familiennamen erst nach der Auswanderung der Kolonisten entwickelt haben, daß aber auch die spätern, auf die Herkunft deutenden Geschlechtsnamen nur mit Zurückhaltung unmittelbar für Siedlungszusammenhänge ausgewertet werden dürfen. Ergiebiger als die Aussage der Personennamen wäre hierin wohl die der Orts- und Flurnamen, die jedoch auf dem ganzen Wanderweg aufgezeichnet werden müßten. H. Kreis erbringt schon aus dem bisher bekannten Material Örtlichkeitsnamen als eindruckliche Besiedlungszeugen: deutsche Namen können für alte Anwesenheit alemannischer Bewohner sprechen, sogar an Orten, die längst menschenleer geworden oder wieder in den romanischen Sprachbereich aufgenommen worden sind. Auch die Gegend von Kunkels würde zum Beispiel nach dem Ortsnamenzeugnis etwa mit dem Namen Balm als einst von Walsern durchsetztes Gelände anzusprechen sein. Walserwortgut enthalten sicher auch die in ihrem Siedlungsbereich, aber auch darüber hinaus vorkommenden Namen wie «uf der Aebi» (Macugnaga), «in der Ebe» (Rimella) und weiter; jedoch bergen sie nicht, wie der Verfasser meint, die Bedeutung «auf der Ebene», sondern sie sind aus vorgermanischem Stoff und bezeichnen meist schattige Stellen im Gebirge (zu lat. **opicus*, cf. J. U. Hubschmied, *Über Ortsnamen des Amtes Frutigen*, 1940, p. 13). Andererseits sind im Avers die Namen Pürt (ahd. *gibûrida* 'Bauernschaft') und Juppe (ein vorromanisches, ins Walserdeutsch aufgenommenes Lehnwort für «Alpenrosengesträuch», cf. Hotzenköcherle, *Zur Sprachgeographie Deutschbündens*, 1944, p. 157/58) nicht Zeugen für die einstige romanische Besiedlung dieses Hochtals (p. 85). Unrichtig ist –

nach R. v. Planta's vorgermanischer Etymologie mit dem Sinn «bei den Tobelleuten» (Bündner Monatsblatt 1924, p. 163ss.) – die wieder vorgebrachte Herleitung des Ortsnamens Davos aus rätorom. *davous* 'hinten' (p. 88), gegen die die urkundlichen Formen eindeutig sprechen. Auch ist die Davoser Landschaft keineswegs in ihrer Namengebung am stärksten «verdeutscht» (p. 89); denn als viel einheitlicher alemannisch erweist sich zum Beispiel die Flur der Gemeinde Tenna, wo ja sogar der Siedlungsname selbst deutsch ist und wo wohl überhaupt keine Romanen zuvor gewohnt haben.

Doch möchte ich nun keineswegs durch eine Aufzählung von solchen berichtenden Einzelheiten aus meinem sprachwissenschaftlichen Fachgebiet oder auch etwa als Lokalhistoriker aus dem mir besonders vertrauten Bereich des Walsertales Safien¹ die Bedeutung von H. Kreis' Arbeit und Werk schmälern, die ja gerade darin besteht, daß sich hier jemand an die umfassende, vielschichtige Aufgabe gewagt und sie in allem Wesentlichen mit schönem Erfolg gelöst hat. Der Verfasser hat dabei eine bei aller Wärme des Anteils gewährte objektive Haltung und eine bewußte Zurückhaltung walten lassen, die das Walsertum zwar in große weltgeschichtliche Zusammenhänge stellt, seine siedlungsgeschichtliche und politisch-kulturelle Bedeutung aber doch nicht überbewertet. Ob man jedoch nach all dem, was Kreis selbst über die in Bünden erkämpfte Rechtsstellung der Walser darlegt, wieder zu den Formulierungen eines J. C. Muoth, der die Wirksamkeit dieser deutschen Leute am rätschen Freistaat nicht hoch anschlagen wollte, zurückkehren darf, darüber könnte man sich in guten Treuen auseinandersetzen. Das neue Walserbuch, das uns H. Kreis geschenkt hat, ist zwar ein fachwissenschaftliches Werk; doch behandelt es die Probleme ohne überflüssige «Gelehrsamkeit» und ist in einer klaren, verständlichen Sprache verfaßt. Es würde bei dem Anteil, der der Walserfrage heute allenthalben entgegengebracht wird, in weite Kreise wirken, wenn nur der Verlag die Auflage nicht so klein und den Preis so hoch berechnet hätte.

Bern

P. Zinsli

★

¹ Hier sei nur bemerkt, daß man den sogenannten Safier Schirmbrief von 1450 nicht mehr nach dem Abdruck durch J. C. Muoth (Bd. Mtsbl. 1901, p. 50s.) beurteilen sollte, da er nur einen unvollständigen und sprachlich unzulänglichen Text bietet und vor allem einen wesentlichen Teil der Safier Rechtslage unterschlägt, nämlich den mit dem Rheinwaldner Wortlaut übereinstimmenden Passus, daß sich der Freiherr mit seinem eigenen Gut gegenüber den deutschen Kontrahenten verbürgt.